



ERIK HÄNDELER

Kondratieffs Gedankenwelt

Die Chancen im Wandel zur Wissensgesellschaft

Erik Händeler
Kondratieffs Gedankenwelt

Erik Händler

Kondratieffs Gedankenwelt

Die Chancen im Wandel
zur Wissensgesellschaft

Brendow.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96140-188-8

Der Autor:

Erik Händler, Jahrgang 1969, verheiratet, drei Kinder, hat Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft studiert. Anfang 1997 wurde er freier Journalist, um die Kondratiefftheorie und ihre politischen Konsequenzen in eine breite öffentliche Debatte zu bringen. Erik Händler rüttelt mit seinem Buch die Leser auf und vertritt auch bei seinen vielen Vortragsreisen, Interviews und Rundfunkbeiträgen immer wieder die Auffassung: Wir sind der Krise nicht ohnmächtig ausgeliefert. Wir haben die Wahl!
Mehr unter www.erik-haendeler.de

8., aktualisierte Auflage 2021

Titel der Originalausgabe: Kondratieffs Welt © 2005 Brendow Verlag, Moers
© 2011 MARLON Verlag, Moers, ein Imprint der Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, Gutenbergstr. 1, 47443 Moers
© 2021 Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, Gutenbergstr. 1, 47443 Moers
www.brendow-verlag.de

Autor und Verlag haben dieses Buch sorgfältig geprüft. Für eventuelle Fehler kann dennoch keine Gewähr übernommen werden.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der gesetzlich geregelten Fälle muss vom Verlag schriftlich genehmigt werden.

Lektorat: Eckhard Schwettmann, Gernsbach
Umschlag: BrendowPrintMedien, Moers
Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg
Druck: Harfe-Verlag und Druckerei GmbH, Rudolstadt
Dieses Buch wurde auf nachhaltig produziertem Papier gedruckt.
Printed in Germany

www.brendow-verlag.de

Inhalt

Vorwort zur 8. Auflage	7
Ein umfassend anderer Blick	8
Kapitel 1	
Wann wird Gesundheit zum Wachstumsmotor der Wirtschaft?	11
Kapitel 2	
Kondratieffs Globalsicht	23
Kapitel 3	
Geschichte in langen Wellen	47
Kapitel 4	
Wirtschaft ist eine kulturelle Leistung	61
Kapitel 5	
Die Zukunft findet im gedachten Raum statt	75
Kapitel 6	
Der Zukunfts-Schlüssel	83
Kapitel 7	
Investieren in Menschen	97
Kapitel 8	
Der entscheidendste Standortfaktor	105
Kapitel 9	
Gelassenheit in Vielfalt	113
Eine Einladung	125

Ein umfassend anderer Blick

Kondratieffs Gedankenwelt

Da sitzt jemand 1938 in Einzelhaft und wartet auf seine Hinrichtung. Abgesehen davon, dass das für jeden Menschen eine Katastrophe ist, verzweifelt der russische Ökonom Nikolai Kondratieff auch als Wissenschaftler daran, dass sein Werk verloren scheint: Mit seiner Theorie der langen Konjunkturwellen hat er umfassend erklärt, wie die virtuell-monetäre und die real-materielle Seite der Wirtschaft zusammenhängen.

Seine Gedankenwelt kurz erklärt: Weil ein Produktionsfaktor – zum Beispiel Transport – im Verhältnis zu den anderen Produktionsmitteln zu knapp und daher zu teuer wird, stagniert die Wirtschaft. Denn wenn es an Produktivitätsfortschritten fehlt, machen Unternehmer kaum noch Gewinne und haben damit keinen Grund, zu investieren und Menschen zu beschäftigen. Wenn aber dann eine grundlegende Erfindung – zum Beispiel die Eisenbahn – die Knappheit überwindet, fließt das freie Geld in diesen Sektor, weil sich dort gut Geld verdienen lässt. Die freigesetzten, eingesparten Ressourcen werden in allen anderen Branchen ausgegeben, die Wirtschaft boomt. Bis es eben wieder eine neue Knappheit im Produktionsprozess gibt.

Anders als alle anderen Wirtschaftstheorien ist die von Kondratieff, umfassender als jene, die Wirtschaft nur unter monetären Aspekten diskutieren. Preise, Zinsen, Löhne, Geldmenge, Inflation – das alles ist nicht die Ursache der ökonomischen Entwicklung, sondern nur deren Folge. Kondratieff sieht den Motor der Wirtschaft in den Verbesserungen des realen Lebens, die den Menschen Zeit und Kraft sparen, um damit etwas anderes anzufangen – so entstehen rentable Arbeitsplätze und mehr Wohlstand.

Aus Kondratieffs Perspektive kurz vor seiner Hinrichtung waren die Aussichten in jeder Hinsicht trostlos, auch für sein

Werk: Der Osten versank im Stalinismus, der Westen neigte sich den ökonomischen Lehren von Keynes zu, der versprach, mit monetären Größen wie Geldmenge und Staatsausgaben Nachfrage so steuern zu können, dass lange Zyklen und deren finale Krisen endgültig abgeschafft seien – was auch erst einmal funktionierte, nämlich solange Auto und Erdöl nach dem Zweiten Weltkrieg die Wirtschaft trugen.

Wer ganzheitliche Erklärungen für die wirtschaftliche Situation sucht und Strategien für die Zukunft, dem bietet Kondratieffs Theorie einen faszinierend anderen Blick auf die Wirtschaft. Ob in der Schule, an der Börse oder im kranken Gesundheitswesen: Vor dem Hintergrund der Kondratiefftheorie werden die aktuellen Phänomene verständlich und verlieren an Schrecken. Übertragen auf heutige Produktionsverhältnisse zeigt sie, in welche Richtung die ökonomische Entwicklung weitergeht: Der beste Weg in die Zukunft ist, in Menschen zu investieren.

Angeblich, so ein weit verbreitetes Gerücht, soll der Gesundheitsmarkt zum Wachstumsmotor der Wirtschaft werden. Doch was zunimmt, sind die Kassenbeiträge und Verteilungskämpfe; die Krankenkosten werden immer weniger bezahlbar, der Sozialstaat steht vor dem Zusammenbruch. Dabei ist das Gesundheitswesen gar nicht das größte Problem unserer Gesellschaft. Im Gegenteil liegt in ihm der Schlüssel zu den gesamtgesellschaftlichen Problemen von der Staatsverschuldung bis hin zur Rente. Was aber muss geschehen, damit sich die Nachfrage nach Gesundheitsleistungen endlich entfalten kann und Konjunktur und Beschäftigung anheizt? Dabei hilft ein Blick in „Die Geschichte der Zukunft“.

Deutschland 20XX: Otto Normalpatient bekommt von seiner Krankenkasse einiges geboten. Sie bezahlt ihm den Gesundheitstrainer, der ihm das Know-why und die Lust an langsamer Bewegung vermittelt, die den Stoffwechsel in den Zellen belebt, und den Ernährungsberater, der ihm – je nachdem, ob er eher ein Eiweiß- oder ein Kohlehydrate-Typ ist – einen ausgewogenen Speiseplan vorschlägt; mit wenigen Tricks sorgt ein Schlafberater dafür, dass er sich gesünder schläft; Mediatoren und Seelsorger haben ihm geholfen, seine persönlichen Beziehungen zu klären und zu versöhnen, und so den Druck auf seinen Organismus zu verringern; sie unterstützen ihn darin, seine innere Widerstandskraft und psychische Gesundheit systematisch zu stärken. Dadurch wird er nicht nur seltener krank, weil Körper, Geist und Seele besser und mit mehr Ressourcen auf weniger Defekte reagieren, Otto N. steht auch länger als Gleichaltrige zehn Jahre zuvor mit Freude im Berufsleben (was auch aus demografischen Gründen notwendig wurde). Je älter er im Beruf wird, umso weniger Stunden am Tag arbeitet er, bei weniger Stress und auch bei anteilig weniger Lohn – das ermöglicht es ihm, im Beruf gesund alt zu werden und sich weit bis in die 70er flexibel einzubringen. Er wird am Ende nicht mehr nach langer Pflegebedürftigkeit, sondern – so lustig das klingt – gesund sterben. Das Krankheitsreparatursystem der alten Industriegesellschaft hat sich inzwi-

schen völlig neu organisiert zu einem Gesundheitssystem, bei dem ein großer Teil der Krankenkassenbeiträge für die Gesunderhaltung verwendet wird. Und wer privat Geld ausgibt für gesunderhaltende Waren und Dienstleistungen, der kann es von der Steuer absetzen – wie seine Beiträge zur beruflichen Weiterbildung auch.

So ganz freiwillig geschieht das allerdings nicht. Denn wenn er krank wird, kostet die Behandlung jetzt in den meisten Fällen auch sein Geld. Noch zehn Jahre zuvor war Otto N. ein Vorbeugemuffel wie alle anderen auch, der Rückenschule und Krebsvorsorgeuntersuchung mied, die neonbunten Fitnessclowns (zu Recht) als unnötige Stressoren wahrnahm und schnell vergaß, was er bei Kuren gelernt hatte. In dem damals real existierenden Krankheitsmarkt hatte keiner der Akteure ein wirtschaftliches Interesse daran, den Menschen zu einem gesunden Leben zu verhelfen, um Krankheit zu vermeiden. Schließlich wollten sie noch mehr Medikamente verkaufen und noch mehr Behandlungen abrechnen – niemand hatte einen Vorteil davon, wenn plötzlich lauter Gesunde viel seltener Reparaturwerkstätten aufsuchten (zur Not erfand man eben ein paar neue Befindlichkeitsstörungen). Kein Wunder, dass die Kosten explodierten.

Die Politik wehrte sich lange, das System zu ändern, und verschob die Probleme immer weiter in die Zukunft. Sie gaukelte den Menschen vor, man müsse nur die Verteilungsgesetze verfeinern oder die Beiträge ein bisschen erhöhen, und schon sei ein „Weiter so“ wieder möglich; sie behauptete, die aktuellen Leistungen des Gesundheitswesens für den Einzelnen würden so bleiben, während sie gleichzeitig das Gesamtsystem deckelte und Nullrunden verordnete. Das eine hing aber mit dem anderen zusammen: Schon kurzfristig wurde der Einzelne schlechter versorgt, weil dem Gesamtsystem nicht mehr Ressourcen zugeführt wurden. Den großen Befreiungsschlag wusste die Streitmacht der Besitzstandswahrer lange zu verhindern. Die Krankenkassenbeiträge stiegen so, dass viele ihre Arbeit verloren, weil immer weniger Unternehmer paritätisch die Krankenkassenbeiträge zahlen

konnten, und dass die, die noch Arbeit hatten, immer mehr ihres Nettolohnes einbüßten. Trotzdem arbeiteten die Gesundheitsanbieter immer weniger wirtschaftlich, die Kranken wurden immer schlechter versorgt.

Dabei war damals erst ein Drittel aller Krankheiten therapierbar gewesen, während es schon bald zwei Drittel sein sollten, aber immer weniger von allen bezahlbar. Was für eine absurde Situation: Einerseits stieg die Arbeitslosigkeit europaweit weiter an, auch weil die Leute inzwischen die Probleme ganz gut gelöst hatten, wie man eine Waschmaschine zusammenmontiert oder Briefe ausdruckt. Andererseits war die Nachfrage nach Gesundheit längst größer als es das reglementierte staatliche System finanzieren konnte. Sie wurde künstlich klein gehalten, obwohl sich das ein Land mit sechs Millionen Arbeitslosen (inklusive stiller Reserve) nicht leisten konnte. Als die Schlangen in den Arbeitsämtern nach dem starken Produktivitätszuwachs, den der Computerboom weltweit gebracht hatte, immer länger wurden, standen die Krankenversicherungen vollends mit dem Rücken zur Wand.

Es ist ganz normal, dass wir alle älter werden.

Die Überalterung war nicht wirklich daran Schuld – es ist nämlich normal, rüstig alt zu werden. Und wenn die Menschen in früheren Zeiten mit 40 Jahren an Erschöpfung oder an einer Infektion starben – das war unnormal. Was wir in Wirklichkeit erlebten, als wir alle im Durchschnitt älter wurden, war angesichts der veränderten Arbeitswelt und des technischen Fortschritts eine Normalisierung. Mit dem Zusammenbruch des Systems setzte sich schließlich unter der Mehrheit der Wähler die Erkenntnis durch, dass 80 Prozent des Geldes für Zivilisationskrankheiten und die Folgen des Lebensstils draufgingen. Längst hatten Maschinen die Hausarbeit und Versandfirmen den Einkauf übernommen, Fernsehen und Computer brachten Unterhaltung ins Haus. Die Deutschen von damals verbrauchten 600 Kilokalorien am Tag (und damit ein Viertel) weniger als 30 Jahre vorher, ihre Manager gingen im Durchschnitt nur noch zwei Kilometer am Tag statt 20 Kilometer 50 Jahre früher. 17.000 Stunden ihres

Berufslebens verbrachten sie genervt im Stau, sitzend. Die normale Muskelspannung im Ruhezustand war in den 30 Jahren zuvor deutlich angestiegen – dabei verhindert ein Muskel, der nur zu einem Drittel angespannt ist, jede weitere Durchblutung. Über 80 Prozent der Kopfschmerzen waren von verspannter Nackenmuskulatur verursacht. Die 37,5-Stunden-Woche hatte nicht die Arbeit verringert, sondern die nötigen, entspannenden Leerlaufzeiten beseitigt. Schon die 40-Jährigen litten an Knorpel-deformationen – weil Gelenke, die kaum bewegt werden, vom Organismus auch nicht versorgt werden.

Der Körper erkrankt, wenn er nicht in Schwung kommt: Herz-Kreislauf-Störungen, Krebs, Diabetes, Übergewicht, Rückenschmerzen, Schlaflosigkeit oder Kopfschmerzen waren gar nicht naturgegeben (wie die Mehrheit schicksalsergeben glaubte), sondern schlicht die Folge einer rein sitzenden Lebensweise, für die wir nicht konstruiert sind. Nun waren wir innerhalb eines Menschenalters vom Muskel- zum Nervenarbeiter mutiert. Den tagtäglichen Stress körperlich zu verarbeiten, wie wir es als Savannenläufer in der Jungsteinzeit gewohnt waren – angreifen und den Kunden verprügeln, weglaufen und einfach aus dem Besprechungszimmer flüchten –, gilt heute im Büro nicht mehr als angebracht. Geblieben sind die archaischen Körperreflexe bei Anspannung: Adrenalin wird ausgeschüttet, Adern verengen sich, das überschüssige Cholesterin lagert sich infarktgefährlich an den Arterien ab, weil es nicht verbrannt wird, weil wir eben doch auf dem Bürostuhl sitzen blieben, den Aufzug benutzten, im Auto nach Hause fuhren. Die Zahl der Herzinfarkte hatte sich auch deshalb in den vergangenen 25 Jahren verdoppelt. Die großen Kostenreserven lagen also gar nicht in den Verteilungskämpfen zwischen Ärzten, Krankenkassen und Pharmaindustrie (wie einem das Verbandsgetöse in den Medien glauben machte) oder bei den Krankenhäusern, in denen anstatt drei Nachtschwestern dann eben zwei in einer Schicht unter noch mehr Druck dieselbe Arbeit machen mussten. Die größten Kostenreserven lagen bei den einzelnen Menschen und der Art, wie sie mit Leben umgingen.

Doch eine persönliche Gesundheitsreform schien damals dem Einzelnen unzumutbar. Schließlich kann niemand gezwungen werden, sich so gesundheitsfördernd zu verhalten, dass er damit den Geldbeutel der anderen schont. Das änderte sich, als die Reorganisation des Systems wirtschaftliche Anreize für einen nachhaltigen Lebensstil bot: Zwar trägt die Gemeinschaft der Versicherten weiterhin die Kosten, wenn jemand krank wird (schließlich kann man nichts für seine genetische Ausstattung durch seine Vorfahren sowie für manche Lebensumstände). Aber sie zahlt – existenzabsichernd und sozial abgefedert – nur nach Krankheitsart und nur zu einem gewissen Anteil; den Rest zahlt jeder selbst, bis höchstens zehn Prozent seines Bruttoeinkommens. Wer nichts verdient, zahlt eben zehn Prozent von null, also nichts hinzu – das solidarisch finanzierte Gesundheitswesen konnte durch die leichte Zuzahlung und gegen die reinen Marktbefürworter im Prinzip erhalten werden. Damit strömte eine ungeheure Geldmenge in das ausgedorrte Gesundheitswesen – Geld, das zuvor nur weitervererbt oder volkswirtschaftlich unproduktiv für Luxusgüter verpulvert worden war. Zwar gab es zunächst noch eine Gerechtigkeitsdebatte: Ist es nicht unfair, dass sich nur sehr Reiche ihre Extra-Gentechnik-Therapie leisten können, Otto N. dagegen nicht? Doch schon damals konnte sich nicht jeder einen Urlaub im Wellnesshotel leisten, ganz zu schweigen von zahllosen Menschen in der Dritten Welt, die noch leben würden, hätten sie nur die zwei Dollar für ein notwendiges Medikament besessen. So wurde das Geld der Reichen, mit dem sie sich in manchen Fällen noch ein oder zwei Lebensjahre kauften, zum Segen für alle: Einmal durch das zusätzliche Einkommen, das es generierte, zum anderen amortisierten sich jetzt die teuren Entwicklungskosten immer mehr, so dass nach nur zehn Jahren auch Otto N. in den Genuss dieser ehemals unerschwinglichen Technologien kam. Dafür gab es historische Vorbilder aus anderen langen Strukturzyklen: Auch das Auto war zunächst nur ein Spielzeug der Reichen gewesen, bis man bei dessen Produktion so viel gelernt und das Auto eine Wirtschaftlichkeit erreicht hatte, bei der sich auch

die einfachen Leute einen VW-Käfer leisten konnten. Das Beispiel überzeugte die Bevölkerung, auch teure Verfahren zuzulassen, die sich anfangs nur wenige leisten konnten, und zweitens, mehr Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen.

Schlagartig verschwand das Kassendefizit, und die Beiträge zur Krankenkasse samt Arbeitgeberanteil sanken in den einstelligen Bereich. Die Lohnkosten verringerten sich so, dass Deutschland wettbewerbsfähiger wurde, die Beschäftigung nahm in allen Branchen wieder zu. Zwar waren schon vorher die Patienten zuneh-

mend gezwungen worden, für Medikamente und Behandlungen selbst in die Tasche zu greifen. Aber damals hatte man die Patienten einfach zahlen lassen, ihnen Leistungen gekürzt und immer mehr genommen, ohne ihnen auf der anderen Seite auch etwas Zusätzliches zu geben. Jetzt im Jahr 20XX bekommen sie Wissen, Güter und Dienstleistungen

**Jeder muss mehr
Verantwortung
für die eigene
Gesundheit
übernehmen.**

zu ihrer Gesunderhaltung, und auch das senkte die Beiträge für die Krankenkassen. Was zuvor für Krankheitsreparatur ausgegeben wurde, steht nun (weil die Leute weniger krank sind) für Nachfrage in anderen Bereichen zur Verfügung – von der besseren Wohnung (ein Impuls für die Bauwirtschaft) bis zur Weiterbildung (und sei es auch nur aus persönlicher Neugier).

Für die Wirtschaftswissenschaft waren diese Zusammenhänge eine Revolution: Hatte sie doch bisher geglaubt, Staatsausgaben, Zinsen, Preise, Geldmenge oder allein die Höhe einer Investition würden über die Konjunktur bestimmen. Ihre Glaubenswelt war etwa so verlaufen: Wenn wir die Beiträge für die Krankenkassen um so und so viel erhöhen – wie wirkt sich das auf das Brutto-sozialprodukt aus? Seriöse Wirtschaftsforschungsinstitute hatten dann berechnet, wie die Lohnkosten und Preise steigen würden, weswegen weniger gekauft werden würde und das Volkseinkommen um 0,x Prozent zurückgehen würde. Solche Studien galten bald als ziemlich seltsam. Kommt es doch darauf an, wie die höheren Krankenkassenbeiträge verwendet werden: Wird damit bestehende Krankheit erträglich gemacht – oder die Gesundheit von

jemandem erhalten, der dadurch weiter arbeiten kann? Wird damit nur die Verwaltung eines zusätzlichen Verteilungskampfes finanziert – oder den Menschen Spaß an gemächlicher Bewegung vermittelt und so Zivilisationskrankheiten vorgebeugt? Werden damit teurere neue Medikamente bezahlt, die nicht mehr können als ihre billigeren Vorgängerpräparate – oder wird damit eine neue Therapie finanziert, die es einem Menschen wieder ermöglicht, seinen wesentlichen Tätigkeiten nachzugehen?

Deswegen setzte sich in der Wirtschaftspolitik mit 80 Jahren Verspätung die Theorie des 1938 im Stalinismus exekutierten Russen Nikolai Kondratieff durch: Preise und Zinsen – das alles sei nur die Folge der Konjunktur, aber nicht deren Ursache. Nicht die Ausgaben für Computer oder für die Leute, die sie montierten, hatten seit den 1970ern die Wirtschaft angetrieben. Sondern weil ein Unternehmer den Computer einsetzte, sparte er Kosten, machte mehr Gewinn; es lohnte sich für ihn, wieder mehr zu produzieren. Nicht die Ausgaben für Lehrer, die andere in EDV schulen, haben das Brutto-sozialprodukt erhöht. Wenn ein Lagerarbeiter nicht mehr zwei Stunden in Zettelkästen nach einer Information suchen muss, sondern wenn er sie mit einem Mausclick erhält, dann hat er zwei Stunden zusätzlich übrig, in denen er etwas anderes arbeiten kann, und diese Mehr-Schöpfung steigert den Wohlstand.

**Steigende
Effektivität
sorgt für mehr
Wohlstand.**

Das gilt wie bei den heutigen Gesundheitsinnovationen für alle historischen Erfindungen: Nicht die Ausgaben für Eisenschienen und Zugschaffner hatten die Wirtschaft aus der tiefen Krise der 1820er und 1830er geholt und seit den 1840ern einen Boom ausgelöst; wenn ein Unternehmer für eine Geschäftsreise nicht mehr zwei Tage mit dem Pferd, sondern nur noch drei Stunden mit dem Zug unterwegs war, dann hatte er plötzlich eineinhalb Tage übrig, viel mehr als vorher zu schaffen. Nicht die Ausgaben für elektrische Leitungen und Elektriker haben von den 1890ern bis in die 1920er Jahre für mehr Wohlstand gesorgt, sondern die in der Fabrikhalle besser dosierbare elektrische Energie und ihre

Anwendung bei der Herstellung von Stahl oder in der dann aufsteigenden Chemieindustrie. Für die Zusammenhänge des realen Wirtschaftens war die damals übliche Wirtschaftswissenschaft blind, und so wanderten ihre Denkmodelle – und zwar sowohl die angebots- als auch die nachfrageorientierten – samt der dazugehörigen wirtschaftspolitischen Konsequenzen in die Mottenkiste der Theoriegeschichte. Die Leute verstanden: Nicht der zusätzliche Ochsenkarren hatte das Transportproblem der 1830er Jahre gelöst, sondern die völlige technische, soziale und organisatorische Erneuerung des Transportwesens durch die Eisenbahn, die viel mehr Menschen und Güter als bisher zu weit geringeren Kosten transportierte. Und dasselbe stand nun dem Gesundheitswesen bevor.

Auch der neue Gesundheitsmarkt spart eben vor allem Ressourcen ein: Nicht die zusätzlichen Ausgaben für Gentechnik oder Medikamente treiben die Wirtschaft an. Sondern wenn man mit Hilfe der Gentechnik einem Dialysepatienten gezüchtete Nieren transplantieren kann, muss dieser nicht mehr alle zwei Tage an eine Maschine, die sein Blut reinigt. Er kann wieder Vollzeit arbeiten oder Kinder hüten oder der Gesellschaft sonst wie dienen, und er wird viele Jahre länger leben. Nicht die Ausgaben für Gesundheitsaufklärung und Prävention treiben die Wirtschaft, sondern eine wachsende Selbstbeteiligung bringt die meisten dazu, sich mehr zu bewegen und gesundheitsverträglicher zu essen, so dass sie weniger von Zivilisationskrankheiten betroffen sind und dadurch mehr und produktiver arbeiten.

Sehr schnell aufgenommen haben das Thema damals verschiedene Berufsgruppen und Verbände der Gesundheitspolitik. Endlich kam da mal jemand daher, der nicht schon wieder sagte, dass sie gefälligst noch mehr sparen sollten, sondern dass sie sogar zum Wachstumsmotor der Wirtschaft werden würden. Doch auch sie stellten sich vor, dass sie so wie bisher weitermachen könnten und noch mehr vom Bestehenden leisten würden. Dabei mussten sich alle Akteure und potenziellen Patienten ändern. Hausärzte vernetzten sich mit Ernährungsberatern, Sporttrainern, Psychologen

und Pfarrern und arbeiteten im Team, um den Gesundheitszustand zu optimieren. Krankenhäuser schnitten nicht mehr nur das Magengeschwür heraus, sondern fragten auch nach, wie es dazu gekommen war. Ob die Akteure dieser Jahre zu den Opfern oder zu den Gewinnern gehörten, hing vor allem von ihrem eigenen Verhalten ab. Wir waren der Krise nicht ausgeliefert. Wir hatten die Wahl.

**Alle Akteure
müssen sich
ändern.**

Kapitel 2

Kondratieffs Globalsicht

Können wir mit Sicherheit etwas über die Zukunft sagen? Das zu behaupten macht – zugegeben – misstrauisch. Manche „Propheten“ verlängern nur die heutige Situation in die Zukunft, der Rat der Wirtschafts-Sachverständigen der deutschen Bundesregierungen liegt mit seinen Schätzungen so manches Mal zu 100 Prozent daneben, andere wiederum reden einfach nur ins Blaue hinein. Die Zukunft hat eben noch nicht stattgefunden. Andererseits wäre es ja nicht schlecht, wenn wir schon heute zuverlässig etwas über die Zukunft sagen könnten. Denn dann könnten wir unsere Unternehmen und unsere Gesellschaft schon einmal auf das Kommende einstellen. Also: Sind wir der Zukunft ausgeliefert, rauschen wir einfach so in ein schwarzes Loch hinein, ohne zu wissen, worauf es ankommt? Oder gibt es heute durchaus Anhaltspunkte, an denen wir unsere Arbeit und unser Leben orientieren können?

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt: In der Entwicklung der Menschheit gab es immer bestimmte Knappheiten, die sich aufstauten und das Wirtschaftswachstum niedrig hielten. So hatten die englischen Unternehmer des ausgehenden 18. Jahrhunderts einen Mangel an mechanischer Energie. Mit Tierkraft kamen sie einfach nicht mehr hinterher, ihre Bergwerke zu entwässern oder Spinnräder effizienter anzutreiben, um der großen Nachfrage nach Kohle, Erz und Garn gerecht zu werden. Deswegen beknieten sie schließlich den wissenschaftlichen Mitarbeiter der Universität Edinburgh, James Watt, eine Dampfmaschine zu erfinden. Dieser tüftelte zwölf Jahre daran herum, bis sie endlich ausreichend effizient war. Textil- und Eisenindustrie konnten nun viel mehr produzieren, und die ganze Wirtschaft profitierte davon in einem gigantischen Boom.

Das bedeutet: Dinge werden nicht aus Zufall oder Jux und Spielerei (weiter)entwickelt und angewendet – oft wurden dieselben Erfindungen sogar zur selben Zeit mehrmals unabhängig voneinander gemacht. Innovationen entstehen, weil es dafür eine wirtschaftliche Notwendigkeit gibt, schrieb Nikolai Kondratieff 1926. In den 1820ern/30ern wurde Transport zur teuersten

**Durch
Knappheiten von
heute entwickeln
sich die Märkte
von morgen.**

Knappheitsgrenze – deswegen musste dann die Eisenbahn gebaut werden. Auch der Computer wurde nicht deshalb erfunden, weil ein paar Leute gerne mit dem Gameboy spielten, sondern weil die Informationsflut so answoll, dass die Firmen eben ein elektronisches Werkzeug brauchten, mit dem sie die Informationen effizienter verwalten konnten. Mit diesem Argument, dass sich an den Knappheiten von heute die Märkte und Strukturen von morgen entwickeln, können wir in die Zukunft schauen. Und auf welche Themen werden wir dann sto-

ßen? Wenn man einen Unternehmer fragt, was denn sein größtes Problem sei, dann antwortet er nicht: „Energie“ (außer er produziert Zement). Unternehmer klagen darüber, dass sie nicht die richtigen Leute finden, dass ihre Mitarbeiter nicht kapieren, was sie meinen, oder dass sie schon wieder einen Arbeitsgerichtsprozess zu führen haben. Außerdem jammern sie über die Lohnnebenkosten, und dahinter stecken die Kosten für die Pflegeversicherung, also den Lebens- und Arbeitsstil in den Jahrzehnten vorher; die Kosten für Rente (weil wir im Durchschnitt zu früh in Rente gehen) und für Arbeitslosigkeit (auch oft ein Gesundheitsproblem). Deswegen entsteht die nächste Knappheitsgrenze an mangelnder Gesundheit, und zwar im ganzen, also auch im seelischen und sozialen Sinne, und am Mangel von Sozialverhalten, weil beides zur Grundlage des Wohlstandes in der „Informationsgesellschaft“ wird. „Informationsgesellschaft“ ist ein häufig gebrauchter Begriff – aber was heißt das eigentlich?

Die Generation der Eltern und Großeltern hat größtenteils in der Fabrik gestanden und geschraubt, gefräst, montiert, hat die materielle Welt direkt mit ihren Händen bearbeitet. Nur ganz wenige haben Information bearbeitet – geplant, organisiert, entwickelt. In der Informationsgesellschaft hat sich das Verhältnis aber umgedreht: Wer heute in eine Produktionshalle kommt, erlebt diese fast menschenleer. Roboter arbeiten allein vor sich hin. Und deswegen gibt es gut vermarktete Buchtitel, die den Menschen glauben machen, uns würde die Arbeit ausgehen. Glauben

Sie das bitte bloß nicht! Im Gegenteil: Wir werden künftig mehr Arbeit haben, als wir überhaupt bewältigen können. Denn Arbeit ist, Probleme zu lösen. Und Probleme werden wir immer haben. Es gibt kein „Ende der Arbeit“, sie wandelt sich lediglich: Arbeit ist, mit Informationen umzugehen, zu analysieren, abzuwägen, Lösungen zu suchen. Unser Problem ist, dass wir dabei nicht produktiv genug sind.

Damit unterscheidet sich Kondratieffs Globalsicht grundlegend von anderen Modellen. Preise, Zinsen, Löhne, Staatsausgaben, Geldmenge – diese Themen sind nicht die Ursache für wirtschaftliche Vorgänge, sondern nur die Folge der eigentlichen ökonomischen Entwicklung: Wie sich die Zusammensetzung von Produktionsfaktoren verändert, die ja in Relation zueinander und im Zusammenspiel nicht alle gleichmäßig wachsen. Der Produktionsfaktor, der schließlich immer knapper wird und sich nicht kurzfristig vermehren lässt, der hält die Konjunktur am Boden, birgt aber auch gleichzeitig die Chance für den nächsten Aufschwung. Das heißt: Wir müssen in einigen bestimmten Bereichen des Arbeitens und des Lebens bedeutend produktiver werden, wenn es wieder aufwärts gehen soll.

Die meisten glauben jedoch, wir hätten deswegen so viele Arbeitslose, weil wir so produktiv geworden sind. Stimmt das? Steigt die Arbeitslosigkeit, weil wir so produktiv geworden sind, oder ist es nicht doch vielleicht so, dass wir mit stiller Reserve sechs Millionen Arbeitslose in Deutschland haben, weil wir unsere aktuellen Probleme nicht ausreichend effizient lösen?

Gehen Sie für diese Frage doch einmal sechs, sieben Generationen in Ihrer Familiengeschichte zurück. Vor 200 Jahren, zu Beginn der Industrialisierung, waren 80 Prozent der Menschen in der Landwirtschaft beschäftigt. Wenn das so wäre, dass mehr Menschen arbeitslos werden, wenn die Volkswirtschaft produktiver wird, dann wären ja heute 80 Prozent der Menschen, die auf der Straße herumlaufen, arbeitslos. Das Gegenteil ist richtig: Nur weil die Landwirtschaft immer produktiver

**Nur hohe
Produktivität
schafft Voll-
beschäftigung.**

wurde, wurden die Leute für die Arbeit in der Industrie frei, nur weil die Industrie immer produktiver wurde, konnten immer mehr Menschen Dienstleistungsberufe und jetzt Informationsberufe ergreifen. Nur wenn wir produktiver werden, können wir mehr Probleme bewältigen, haben wir mehr Ressourcen übrig für Bildung und Soziales, schaffen wir mehr. Und neue Arbeitsplätze entstehen nicht dort, wo die Löhne niedrig sind – dann müsste ja in Bangladesch Vollbeschäftigung herrschen –, sondern nur dort, wo sie ausreichend produktiv sind.

Wenn aber nicht monetäre Fragen, sondern die allgemeine Produktivität einer Gesellschaft das eigentliche Problem der Wirtschaft ist, dann stehen wir mit der Informationsgesellschaft vor einer neuen Aufgabe. In der alten Industriegesellschaft wussten wir noch, was Produktivität ist: Man hat eine Maschine um zehn Prozent schneller gemacht und hatte nach einer Stunde zehn Prozent mehr Teile als zuvor gefertigt, die man nun mit mehr Gewinn oder billiger verkaufen konnte. Das prägt bis heute unsere Vorstellung von Produktivität. Aber wissen wir eigentlich, wovon in der Informationsgesellschaft Produktivität abhängt? Und wenn ja – können wir dann etwas darüber sagen, wie wir in Zukunft Informationsarbeit effizienter bewältigen? Und auch da werden wir wieder auf dieselben Themen stoßen wie bei der Suche nach den Knappheitsgrenzen von heute: Sozialverhalten und Gesundheit.

Zu seiner Zeit, Mitte der 1920er Jahre, konnte Kondratieff zumindest die große Weltwirtschaftskrise vorhersagen. Als sie 1929 kam, sah die kommunistische Sowjetregierung darin den von Marx prophezeiten Zusammenbruch des Kapitalismus. Kondratieff widersprach: Das sei nur ein tiefes Tal zwischen zwei langen Strukturzyklen. Dies galt als konterrevolutionär, und auch deshalb wurde er verhaftet und erschossen – Wirtschaftstheorie kann eben durchaus auch lebensgefährlich sein.

Die „inneren Gesetze sozialökonomischer Entwicklung“

Am Anfang seiner Theorie steht für den russischen Ökonomen Nikolai Kondratieff (1892–1938) die Frage, warum „die Dynamik des Wirtschaftslebens in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht einfachen und linearen, sondern komplexen und zyklischen Charakters“¹ ist, kurz: warum sie so stark schwankt. Denn als er untersuchte, wie sich die Wachstumsraten von Mengen und Preisen von mehreren Gütern in England, Frankreich und den USA seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert veränderten, fand er Anfang der 1920er Jahre zweieinhalb etwa 47 bis 60 Jahre lange Konjunkturwellen (siehe Grafik auf der nächsten Seite), darunter im Kohleverbrauch, im Zins, in den Löhnen, den Bankeinlagen oder der Produktion einzelner Industriezweige. Die Zeitreihen aller industrialisierten Länder liefen weitgehend parallel, aber eben nur weitgehend: In den USA erreichte die zweite lange Welle ihren oberen Wendepunkt 1866 kurz nach dem Bürgerkrieg, in Europa erst 1873.² Das Datenmaterial war eben nur eine Art Rauch, wusste Kondratieff, aber nicht das Feuer selbst: Die Ursachen der Konjunktur müssten „in den inneren Gesetzmäßigkeiten sozialökonomischer Entwicklungen“³ gesucht werden.

Seine Kritiker dagegen sahen in den gleichlaufenden Wellen nur äußere Zufälle, Kriege, Revolutionen oder neue Goldfunde. Kondratieff konterte, sie verwechselten Ursache und Wirkung: Nein, nicht Kriege beeinflussen zuerst die lange Konjunktur, sondern weil es in der Zeit von „Hochspannung im Wachstum des Wirtschaftslebens“ zu (ökonomischer) Machtverschiebung

¹ Kondratieff, N.D.: Die langen Wellen der Konjunktur. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 56 (1926), S. 573. Neu verlegt und kommentiert von Erik Händeler, Marlon, Moers, 2013.

² Kondratieff, Lange Wellen, S. 578.

³ Kondratieff, N.D.: Die Preisdynamik der industriellen und landwirtschaftlichen Waren (Zum Problem der relativen Dynamik und Konjunktur). In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 60 (1928), S. 1–85, hier S. 36.



kommt, werden Kriege vor allem kurz vor dem Höhepunkt eines langfristigen Aufschwungs (auch um die knapper werdenden Ressourcen) ausgetragen – so wie zum Beispiel die napoleonischen Kriege im ersten Kondratieff, der amerikanische Bürgerkrieg und die europäischen Einigungskriege im zweiten Kondratieff –, sowie der Erste Weltkrieg im dritten Kondratieffzyklus. Auch soziale Erschütterungen, also Revolutionen, entstünden „am leichtesten gerade unter dem Druck neuer wirtschaftlicher Kräfte“⁴: Die Französische Revolution wird im ersten Kondratieffaufschwung von dem aufstrebenden Bürgertum angezettelt, ebenso die bürgerlichen Revolutionen 1848 zu Beginn des Eisenbahnbooms. Die russische Oktoberrevolution findet am Höhepunkt der Elektrifizierung statt, die Studentenunruhen der 1968er während der dynamischsten Ausbreitung des Autos im vierten Kondratieff. Und neue Goldfelder, so Kondratieff, würden keine lange Welle antreiben, sondern umgekehrt verstärke ein boomender Aufschwung die Goldnachfrage, erhöhe den Goldpreis und mache es damit wieder wirtschaftlich, neue Minen zu erschließen – wie im kalifornischen Goldrausch von 1848.

Schwankungen der Goldgewinnung, Kriege und Revolutionen, Integration zusätzlicher Länder in die Weltwirtschaft und Veränderungen der Technik nach mageren Wachstumsjahren seien also nicht von außen zufällig hinzutretende neue Verhältnisse und Ereignisse; sie seien keine Kräfte, von denen erste Bewegungen ausgehen, sondern charakteristische Merkmale des langfristigen Aufschwungs – die aber, wenn sie einmal Wirklichkeit geworden sind, auf Tempo und Richtung der ökonomischen Dynamik einen starken Einfluss ausüben. Von Anfang an bettet Kondratieff seine Theorie in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge ein und schreibt, die lange Welle sei eine Tatsache, „deren Auswirkungen in allen Hauptgebieten des sozialen und ökonomischen Lebens zu finden sind“.⁵ Das bestätigt der Blick in die

⁴ Kondratieff, Lange Wellen, S. 594.

⁵ Kondratieff, Lange Wellen, S. 599.

reale Geschichte: Auch der Zeitgeist folgt mehrheitlich den langen Wellen der Konjunktur – in der Kunstgeschichte, in der Religiosität, im Wahlverhalten. Während eines langen Aufschwungs, wenn jeder seinen sicheren Arbeitsplatz hat und vielleicht sogar noch einen besser bezahlten bekommen könnte, sind die Leute auch einmal bereit, ihrem Chef zu widersprechen – wenn der ihnen daraufhin kündigt, hat er ein Problem, wieder eine gute Fachkraft zu finden; und man probiert auch eher etwas völlig Unkonventionelles aus – sollte das nicht klappen, kann man ja wieder leicht in das alte Leben zurück. Deswegen wird die Gesellschaft in einem langen Aufschwung immer linker und liberaler.

Im Abschwung wird die Gesellschaft konservativer. In einem langen Abschwung dagegen, wenn die gesamte Lebensenergie gerade noch ausreicht, den Lebensunterhalt zu verdienen, dann wird man um Himmels Willen bloß nicht seinem Chef widersprechen, weil man, wenn der einen entlässt, jetzt keinen Job mehr findet. Und man wird es in der Arbeit immer so machen, wie es die Kollegen vor zehn oder 20 Jahren auch schon für richtig befunden haben, um nicht anzuecken. In einem langen Abschwung wird die Gesellschaft immer ängstlicher, rückwärtsgewandter und strukturkonservativer.

Deswegen entstehen Biedermeier, Restauration und Romantik in den Krisenjahren der 1820er und 1830er, als Carl Spitzweg den strickenden Wachtposten auf der Stadtmauer malt und Caspar David Friedrich in seinen Gemälden sehnsuchtsvoll in die Ferne schweift. Der Historismus spiegelt das Lebensgefühl der großen Depression in den 1880ern nach dem Gründerkrach 1873 wider, als man Häuser wie Burgen baut oder starke Persönlichkeiten der Vergangenheit verehrt. Dagegen drückt der Jugendstil das Lebensgefühl der Jugend um die Jahrhundertwende aus, als die Elektrifizierung den Wohlstand innerhalb weniger Jahre vervielfacht (das Gesellschaftsklima wird liberaler; Frank Wedekind schreibt das Theaterstück „Frühlings Erwachen“). Ähnliches erlebt die Jugend in den 1960er Jahren, als die Beatles-

musik ein anderes Lebensgefühl vermittelt – weil das technologische Netz rund um das Auto am dynamischsten wächst. Auch das Zweite Vatikanische Konzil in der Katholischen Kirche findet zu einer Zeit statt, als man mit dem Auto plötzlich seiner Nachbarschaft oder Großfamilie davonfahren kann, wenn die einem nicht passt; man kann sich die Freunde selber aussuchen. Und wenn einem der Pfarrer am Ort zu liberal oder zu konservativ ist, dann besucht man eben den Gottesdienst drei Dörfer weiter. So wird der Individualismus in die Großkirchen getragen und sorgt dort für Spannungen – aber nicht, weil irgendwelche Leute böse sind, sondern weil alle gesellschaftlichen Institutionen in einen sozio-ökonomischen Hintergrund eingebettet sind.

Auch die Arbeiterbewegung formiert sich im Eisenbahnaufschwung, zerbröckelt nach dem Gründerkrach, bleibt im zweiten Kondratieffabschwung ohne Einfluss und erstarkt im dritten Kondratieffaufschwung: 1912 wird die SPD die stärkste Fraktion im Reichstag. Und während die Arbeitnehmerrechte in den 1920er Jahren schon vor Hitler stark zurückgeschnitten werden, sind die Gewerkschaften in den Aufschwungjahren des Auto-Kondratieffs stark genug, um zweistellige Prozentzahlen an Lohn-erhöhungen durchzusetzen.

Sogar in der Geburtenrate spiegeln sich die langen Konjunkturwellen, zumindest in der industrialisierten Ersten Welt. Denn wer sich halbjahresvertragsmäßig durchs Leben hangeln muss, ist nicht so leicht bereit, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Wenn es dagegen als selbstverständlich erscheint, dass man immer unter mehreren gut bezahlten Arbeitsstellen wählen kann, dann ist man eher bereit, zu heiraten und drei oder vier Kinder zu bekommen – wie bei den Eltern der geburtenstarken Jahrgänge der 1960er Jahre.

Lange Wellen sind also nicht nur ein ökonomischer, sondern ein gesamtgesellschaftlicher Prozess umfassender Neuorganisation: Die Wirklichkeit ist etwas Ganzes. Es ist undenkbar, dass die technische Entwicklung stehen bleibt, während die Wirtschaft boomt und in Kunst und Politik gleichzeitig eine vorsichtige,

kärgliche Lebensweise vorherrscht. Steigender Wohlstand wirkt sich auf das Verhalten aus. Wer sich seines Arbeitsplatzes sicher wähnt, ist eher bereit, einen langfristigen Kredit für das Haus oder das Auto aufzunehmen. Je leichter das Einkommen verdient ist, umso weniger notwendig ist es, sich anzustrengen, und umso leichter ist das Lebensgefühl, das sich in allen Bereichen widerspiegelt.

Die Ursachen für wirtschaftliche Entwicklung liegen tiefer, schrieb Kondratieff. Revolutionäre neue Techniken tragen zwar letztlich lange Wellen, aber auch sie seien nicht zufällig. Denn zum einen fänden Entdeckungen und Erfindungen in einer Richtung und in einer Intensität statt, die den Anforderungen der praktischen Wirklichkeit entsprächen⁶ – schließlich seien dieselben Entdeckungen oft gleichzeitig an verschiedenen

Orten unabhängig voneinander gemacht worden (wie schon erwähnt, zum Beispiel später der Computer). Solange zum anderen aber die ökonomischen Vorbedingungen fehlten, reiche es nicht, dass die wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen für eine neue Produktionstechnik vorliegen. Eine Innovation kann sich eben erst auswirken, wenn sie einen größeren Nutzen bietet und für immer mehr Menschen bezahlbar wird. Lange Wellen entspringen daher „dem Wesen der kapitalistischen Wirtschaft“, wie Kondratieff es in einem anderen Aufsatz 1928 beschrieb⁷: Das Geld fließt dorthin, wo sich am meisten verdienen lässt, wo die „Produktionskosten in ihrem real-physischen Ausdruck“ sinken, weil dort ein neuer „Fonds langfristiger Kapitalgüter“ die Produktivität erhöht und für Arbeit und neuen Wohlstand sorgt.

Aber der Reihe nach: Alle Wirtschaftszweige hängen zusammen, jeder ist direkt oder indirekt ein Absatzmarkt für den anderen. Löhne und Gewinne, die in dem einen Sektor erwirtschaftet

⁶ Kondratieff, Lange Wellen, S. 593.

⁷ Kondratieff, N.D.: Die Preisdynamik der industriellen und landwirtschaftlichen Waren (Zum Problem der relativen Dynamik und Konjunktur). In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 60 (1928), S. 1–85.

„Kondratieffs Gedankenwelt bietet einen völlig anderen Blick auf unsere Wirtschaft.“

Bestsellerautor Erik Händeler („Die Geschichte der Zukunft“) präsentiert auf verständliche Weise die heute relevanten Elemente von Nikolai Kondratieffs Theorie der langen Wellen.

Hinter dem langfristigen Auf und Ab der Wirtschaft stecken grundlegende Erfindungen wie die Eisenbahn, der Computer oder ganz aktuell der Wandel zur Wissensgesellschaft. Sie breiten sich zu ihrer Zeit aus und bringen die Konjunktur auf Trab, bis sie die gesamte Gesellschaft durchdrungen haben – dann aber tritt die Wirtschaft auf der Stelle und die Verteilungskämpfe beginnen.

Überrascht erfährt der Leser dabei nicht nur, dass der „Kostenmoloch“ Gesundheitsmarkt (die aktuelle, 6. Kondratieff-Welle) zum eigentlichen Wachstumsmotor wird. Eine Vielzahl von innovativen Arbeitsplätzen entsteht auch dort, wo ethisches Sozialverhalten dem entscheidenden Standortfaktor wieder zu seinem Recht verhilft: dem Menschen!



Erik Händeler hat Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft studiert. Anfang 1997 wurde er freier Journalist, um die Kondratiefftheorie und deren politische Konsequenzen in eine breite öffentliche Debatte zu bringen. Erik Händeler rüttelt mit seinem Buch die Leser auf und vertritt auch bei seinen vielen Vortragsreisen, Interviews und Rundfunkbeiträgen immer wieder die Auffassung: Wir sind der Krise nicht ohnmächtig ausgeliefert. Wir haben die Wahl!

Brendow.
www.brendow-verlag.de

ISBN 978-3-96140-188-8



9 783961 401888